

[Home](#) » [Interviews](#) » [Michael Obert](#)



Foto: Daniel Rosenthal

Michael Obert

„Ich bin kein Adrenalinjunkie.“

Interview: Ellen Köhrer

Kategorien: [Literatur](#)

[weiterempfehlen](#) [drucken](#) [3 Kommentar\(e\)](#)

25.08.2009, Berlin. Ein schwül-warmer Sommertag, Michael Obert kommt mit dem Fahrrad zum Restaurant „Freischwimmer“. Die zum Wasser offenen Holzhäuschen am Ufer des Flutgrabens waren einst Bootsverleih, gelegen auf dem einstmaligen Grenzgebiet zwischen Treptow und Kreuzberg. Obert wirkt frisch und hellwach und nimmt sich Zeit für ein sehr persönliches Interview. Er erzählt herbe, harte, schöne Anekdoten von seinen Reisen in ferne Länder, die er als Schriftsteller und Journalist macht. Erzählt, warum er seine Managerkarriere an den Nagel gehängt hat und verrät, warum er sich an Flüssen zu Hause fühlt.

Über Länder wie Afghanistan, Sierra Leone oder den Sudan berichten die Massenmedien immer nur, wenn dort eine Bombe hochgeht, wieder eine Videobotschaft von einem bärtigen Mann, eine Hungersnot und so weiter. Dabei könnte man völlig vergessen, dass in diesen Ländern auch ganz normale Menschen leben.

Herr Obert, für Ihre Bücher und Reportagen reisen Sie nicht gerade dorthin, wo Otto Normalverbraucher Jahresurlaub macht. Angenommen, Sie würden von guten Freunden zu einem Club-Urlaub eingeladen, zum Beispiel eine Woche Antalya...

Michael Obert: ...mit einem guten Freund würde ich das machen, klar. Interessant wäre es auch als Schreibprojekt. Es könnte genauso fremd und reizvoll sein wie die Reisen, die ich sonst unternehme. Gerade weil ich diese Welt nicht kenne.

Was stellen Sie sich da so interessant vor?

Sagen wir: der anthropologische Blickwinkel. Wie verhalten sich die Leute innerhalb dieses Clubs? Ich stelle mir das ein bisschen wie ein Gefängnis vor, abgeschlossen nach außen, eine austauschbare Kulisse, die sich überall befinden könnte. Für die Leute, die einen solchen Urlaub buchen, hat das auch seine Berechtigung. Man kann das nicht werten. Aber wie erleben sie das Draußen? Wie gestalten sie ihre Erlebniswelt? Mit welchen Höhen- und Tiefpunkten? Woran machen sie fest, ob es am Ende gelungene Ferien waren?

Sie reisen alleine quer durch Afrika, nach Afghanistan, waren kürzlich im Südsudan. Man könnte den Eindruck gewinnen, dass Sie auf Ihren Reisen die

Gefahr suchen.

Ich bin kein Adrenalinjunkie. Im Gegenteil, es gibt Leute, die mir nahe stehen und darauf vertrauen, dass ich wieder zurückkomme – meine Familie, meine Freunde. Dieses Vertrauen will ich nicht enttäuschen. Ich überlege mir vorher genau, ob ich mir ein Reiseziel zutraue, ob es innerhalb meiner Grenzen liegt. Ich glaube, ich habe ziemlich klare Vorstellung von meinen Grenzen.

Zum Beispiel?

In Afrika gibt es eine klare Grenze für mich: Somalia. Da würde ich derzeit nicht hingehen. In der ehemaligen Sowjetunion und in großen Teilen Asiens kenne ich mich nicht aus. Ich würde kein Thema in Tschetschenien annehmen oder im Kaukasus. Bei meinen Reisen geht es oft darum, meine Grenzen auszuloten und zu verschieben. Das liegt vor allem daran, wie ich mein Umherschweifen verstehe: Ich setze mich einer scheinbar fremden Welt aus und schaue, was passiert. Die Ungewissheiten bei dieser Art zu reisen machen den eigentlichen Reiz des Unterwegsseins aus.

Es gibt Reporter, die zum Beispiel nach Afghanistan reisen, weil sie das Adrenalin brauchen. Sie gehen dahin, wo's knallt, um sich selbst zu spüren?

Der Kick, nein, darum geht es mir nicht. Kriegsgebiete an sich interessieren mich nicht. Mir ist die Begegnung mit Menschen wichtig. Über Länder wie Afghanistan, Sierra Leone oder den Sudan berichten die Massenmedien immer nur, wenn dort eine Bombe hochgeht, ein Terroranschlag, wieder eine Videobotschaft von einem bärtigen Mann, eine Hungersnot und so weiter. Dabei könnte man völlig vergessen, dass in diesen Ländern auch ganz normale Menschen leben. Menschen wie wir. Afghanistan ist dafür ein gutes Beispiel. Wenn ich dorthin reise, dann suche ich die Begegnung auf der Straße, auf dem Feld, in den Bergen, um ganz normale Menschen zu Wort kommen zu lassen. Ich konzentriere mich auf ihre gelebte Normalität innerhalb der Krisensituation, auf ihre Hoffnungen, ihr Lachen, ihre Träume, auch ihre Sorgen – auf ihre Würde, ihr Menschsein.



Zur Person: Michael Obert, 1966 in Breisach am Rhein geboren, studierte Betriebswirtschaft und arbeitete im mittleren Management, bis er zu einer zweijährigen Reise durch Lateinamerika aufbrach. Anschließend begann er ein neues Leben als Journalist und Buchautor. Seine Reportagen und Fotografien erscheinen unter anderem in GEO, Stern, Greenpeace Magazin, ZEIT und Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. Das erste Buch „Regenzauber“ beschreibt seine siebenmonatige Reise auf dem Niger ins Innere Afrikas. Dafür bekam er den Globetrotter-Literaturpreis für besonders wertvolle Werke der Reiseliteratur. „Die Ränder der Welt“ ist eine Sammlung verschiedener Reportagen aus Patagonien, Timbuktu, Bhutan und anderen fernen Ländern, gespickt mit persönlichen Anmerkungen. Im Oktober erscheint Oberts neuestes und, wie er es nennt, persönlichstes Buch „Chatwins Guru und ich“. Darin geht es um seine Suche nach dem englischen Schriftsteller Patrick Leigh Fermor, die ihn von Berlin quer über den Balkan bis auf den griechischen Peloponnes führte. Zwischen seinen Reisen lebt Michael Obert in Berlin.

1 - 2 - 3 - 4 | [weiter »](#) | Seite 1 von 4

Bookmarken:

[Home](#) » [Interviews](#) » [Michael Obert](#)



Foto: Daniel Rosenthal

Michael Obert

„Ich bin kein Adrenalinjunkie.“

Interview: Ellen Köhrer

Kategorien: [Literatur](#)

[weiterempfehlen](#) [drucken](#) [3 Kommentar\(e\)](#)

Wenn in einem Dorf in Afrika mehrere Fremde ankommen, ist da sofort eine Distanz. Alleine rufen mir die Leute über die Straße zu: Wo schläfst du heute Nacht? Warum kommst du nicht zum Essen in unser Haus?

Was war die gefährlichste oder bedrohlichste Situation auf Ihren Reisen? Wann hatten Sie richtig Angst?

In Nigeria kam ich nach 20, 30 Stunden auf dem Niger am frühen Morgen total erschöpft in der Stadt Onitscha an. Auf der ersten Kreuzung, die ich betrat, bremste ein Lieferwagen, die Seitentür flog auf, ein Gefesselter wurde mit einem Fußtritt auf die Straße gestoßen. Überall waren plötzlich Männer mit Gewehren und Macheten. Mir war klar, dass gleich etwas Schlimmes passiert. Doch bevor ich mich in Sicherheit bringen konnte, wurden dem Gefesselten mit Buschmessern die Arme abgeschlagen, dann beide Beine, und schließlich der Kopf. Plötzlich kam der Schlächter mit seinem Buschmesser auf mich zu. Er setzte die Klinge auf meinen Arm und malte mit dem Blut des Hingerichteten ein Dreieck auf meine Haut.

Wie geht man damit um?

Man ist wie versteinert, gelähmt, und wenn man sich wieder bewegen kann, übergibt man sich; danach bin ich gerannt. Solche Momente bleiben. Sie aufzuschreiben, hat eine gewisse therapeutische Wirkung. Eine Erfahrung im Schreibprozess immer wieder durchzuackern, sie bei jedem Lesen erneut zu erleben, bis sie sich abgenutzt hat. Nicht in dem Sinne, dass sie danach bewältigt wäre und vergessen werden könnte. Doch im besten Fall ist die Frage beantwortet, was ein bestimmtes Erlebnis mit mir zu tun hat. Wie es in mein Weltbild passt. Solche Momente werfen den Reisenden auf extreme Art und Weise auf sich selbst zurück.

Das Essen kann ja auf solchen Reisen auch sehr exotisch sein. Was war das Außergewöhnlichste, das Sie essen mussten?

(lacht) Ryszard Kapuczynski hat einmal gesagt: „Die Welt außerhalb der Grenzen Deutschlands interessiert die Deutschen nicht. Höchstens fragen sie mich – was hast du dort gegessen?“ Beim Essen bin ich experimentierfreudig und neugierig, wie die Sachen schmecken. Es gibt drei Dinge, die ich bisher noch nicht gegessen habe: Hund, Affe, Mensch. Auf jeden Fall nicht wissentlich. Manche Tiere im subsaharischen Afrika sehen ein bisschen rattenmäßig aus, aber relativ groß. Sie werden bauchlängs

aufgeschnitten, aufgeklappt, und dann liegen sie mit ausgestreckten Krallen auf einem großen Brett und schauen dich an – mit den Schneidezähnen vorne raus.

Wenn Sie so lange unterwegs sind, kennen Sie auch so etwas wie Heimweh?

Eigentlich nicht. Ich reise immer alleine, nur bei manchen journalistischen Projekten ist ein Fotograf dabei. Meine Reisen sind meist sehr intensiv. Ich werde praktisch permanent bombardiert mit Eindrücken und Begegnungen, mit Situationen, in denen ich überlegen muss: Wie kriege ich das jetzt hin? Wie komme ich weiter, wenn mal drei, vier Tage kein Boot kommt? Gibt es einen anderen Weg? Es passiert ständig sehr viel. Für Heimweh bleibt da wenig Zeit.

Gibt es dann so etwas wie Einsamkeit?

An den Abenden vielleicht, ja. Wenn ich zur Ruhe komme, frage ich mich manchmal: Wie bist du nur hierher geraten? Was machst du hier, Mann? Aber Alleinsein hat für mich wenig mit Einsamkeit zu tun. Einsamkeit ist sehr negativ konnotiert. Melancholie, ja, die kenne ich eher: sich woanders hinsehen, sich nach Menschen sehnen, die man kennt, die man mag und die einen ebenfalls mögen.

Warum sind Sie denn meistens alleine unterwegs auf Ihren Reisen?

Ich glaube, dass ich mich so sehr viel intensiver mit dem auseinandersetze, was um mich herum passiert. Zwischen mir und den Menschen, denen ich begegnen möchte. Und die Art und Weise, wie diese Menschen mich wahrnehmen, wenn ich alleine komme, ist auch eine andere. Wenn in einem Dorf in Afrika mehrere Fremde ankommen, ist da sofort eine Distanz. Alleine rufen mir die Leute über die Straße zu: Wo schläfst du heute Nacht? Warum kommst du nicht zum Essen in unser Haus?

« zurück | 1 - 2 - 3 - 4 | weiter » | Seite 2 von 4

Bookmarken: 

[Home](#) » [Interviews](#) » [Michael Obert](#)



Foto: Daniel Rosenthal

Michael Obert

„Ich bin kein Adrenalinjunkie.“

Interview: Ellen Köhrer

Kategorien: [Literatur](#)

[weiterempfehlen](#) [drucken](#) [3 Kommentar\(e\)](#)

Ich hatte einen super Job in Paris, absurd gut bezahlt mit vielversprechenden Aussichten, als Jungmanager die Karriereleiter aufzusteigen. Aber das Leben im Büro hat mir nichts gegeben, es war staubtrocken... grauenhaft.

Wo ist Ihre Heimat, wo fühlen Sie sich zu Hause?

Wenn ich meine Mutter in Breisach am Rhein besuche, stelle ich meine Tasche im Haus ab und gehe hinunter an den Rhein, an einen Ort, den ich als Junge sehr gemocht habe, wo ich oft zum Angeln saß. Dort tauche ich meine Hände ins Wasser. Lange Zeit ist das für mich am ehesten „Heimat“ gewesen: dieses Gefühl meiner Hände in meinem Fluss. Nach und nach hat sich das erweitert, und mittlerweile kann ich überall auf der Welt meine Hände in einen Fluss tauchen, um ebendieses Gefühl zu haben. Meine „Heimat“ hat sich von einem bestimmten Ort abgekoppelt. Ich fühle mich zuhause, wo ich gerade bin. Wie eine Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken mit sich herumträgt, immer in Bewegung. Die Heimat wird sozusagen mit dem Fahrwind in mich hineingeweht.

Was darf in Ihrem Gepäck nicht fehlen? Haben Sie Talismane?

(lacht) Okay, ich verrate es Ihnen. Meine Großmutter ist eine wichtige, geheimnisvolle Figur in unserer Familie. Bevor ich meine ersten großen Reisen unternahm, hat sie mir drei kleine silberne Kreuze gegeben und darauf bestanden, dass ich sie immer bei mir trage. Ich habe diese Kreuze in jeden erdenklichen Winkel dieses Planeten mitgenommen.

Sicherlich kennen Sie die Frage: Warum nicht hier in Europa reisen? Warum in diese exotischen Länder?

Wenn ich mich in einen anderen Kulturraum begeben, lasse ich große Teile von mir zurück. Unterwegs häute ich mich, ich werde ständig neu. Die fremden Eindrücke, die auf den Reisenden einprasseln, werfen ihn auf sich selbst zurück und verändern ihn. Das kann auch in der eigenen Kultur geschehen, aber da ist es sehr viel schwieriger.

Gibt es eine Sehnsucht nach einem konventionellen Leben oder kommt das für Sie nicht in Betracht?

(lacht) Ich komme aus einem kleinbürgerlichen Umfeld. Da gibt es bestimmte Werte, bestimmte Vorstellungen, wie man zu leben hat, wie das ideale Leben auszusehen hat. Dazu gehören eine gut

bezahlte Stelle, ein Haus, Familie, Kinder, ein paar Statussymbole und dann wird schon alles okay sein. In meinem Fall ist von diesen Visionen in zwei nomadischen Jahrzehnten wenig übrig geblieben. Die Vorstellung, irgendwo dauerhaft zu sein, kollidiert in mir mit den Begriffen „Stillstand“ und „Stagnation“. Ob es einen Leitsatz für mein Leben gibt? Eine Zeile von Neil Young fällt mir ein: „Walk on, walk on“. Da ist alles drin.

Besitz belastet auch.

Meine Wohnung wirkt auf die meisten Besucher ziemlich leer. Die Wände sind weiß. Keine Gemälde oder Fotografien. Kürzlich habe ich mich von mehr als 2.000 Büchern getrennt. Mein Ideal ist es, nur das zu besitzen, was ich tragen kann.

Ziemlich mönchhaft.

In Kaufhäusern kriege ich manchmal seltsame Beklemmungen. Einmal, im OBI, wurde es so schlimm, dass ich bewusstlos wurde.

Was ist da passiert?

Ich wollte nur einen Pinsel kaufen. Ich ging rein, und da waren all diese Waren, diese Regale, richtige Schluchten voller Mist, hochgestapelt bis zur Decke. Ich fühlte mich körperlich davon bedrängt, erdrückt, niedergedrückt im wahrsten Sinne des Wortes.

Sie haben mit 25 Ihren Managerjob an den Nagel gehängt und begannen zu reisen. Wie kam es dazu?

Ich hatte einen super Job in Paris, absurd gut bezahlt mit vielversprechenden Aussichten, als Jungmanager die Karriereleiter aufzusteigen. Aber das Leben im Büro hat mir nichts gegeben, es war staubtrocken... grauenhaft, ich konnte mir das nicht bis an mein Lebensende vorstellen. Eines Tages rief ich meinen Vater an und sagte: „Du, hör zu, ich werfe den ganzen Scheiß hin, ich kündige und gehe mit dem Rucksack nach Südamerika“. Auf der anderen Seite wurde es still, dann hörte ich das Freizeichen. Mein Vater hatte aufgelegt.

[« zurück](#) | [1](#) - [2](#) - **[3](#)** - [4](#) | [weiter »](#) | Seite **3** von 4

Bookmarken: 

[Home](#) » [Interviews](#) » [Michael Obert](#)



Foto: Daniel Rosenthal

Michael Obert

„Ich bin kein Adrenalinjunkie.“

Interview: Ellen Köhrer

Kategorien: [Literatur](#)

[weiterempfehlen](#) [drucken](#) [3 Kommentar\(e\)](#)

Wenn ich irgendwann erkenne, dass im scheinbar Trennenden etwas Verbindendes aufscheint – das ist unterwegs eine der größten Belohnungen. Dafür reise ich.

Nicht gut.

Nein, er war ein ganz einfacher Mann. Fabrikarbeiter. Sein Sohn hatte es geschafft, und jetzt wollte dieser Idiot alles hinwerfen. Das war eine harte Nuss für meinen Vater. Aber nach ein paar Tagen rief er mich zurück und sagte: „Deine Mutter und ich, wir haben darüber nachgedacht. Wir finden, du solltest das machen.“ Wenige Tage später bin ich geflogen. Nach Guatemala. In ein neues Leben.

Können Sie sich an Ihren ersten Berufswunsch als Kind erinnern?

Meeresbiologe. Jacques Cousteau war mein großer Held. Ich war ein Kind des Rheins, meines Flusses, ein Wasserjunge. Die Fische und die verborgene Welt dort unten, das hat mich immer fasziniert. Am Fluss sitzen, angeln und träumen, das war eine Seite von mir. Die andere Seite damals: Punkrock, Gitarren, Partys. Meine Flusseite lebe ich bis heute auf meinen Reisen aus. Die andere – der kulturelle Untergrund, Feiern, Trash – wird von Berlin aufgefangen. Lange Zeit fühlte sich das ziemlich schizophren an. Die beiden Seiten schienen sich gegenseitig auszuschließen. Heute nicht mehr. Irgendwie haben sie in mir zusammengefunden.

Wie kamen Sie zum Schreiben?

Das Reisen hat mich zum Schreibenden gemacht. Ich ging damals aus Paris weg, reiste zwei Jahre alleine mit dem Rucksack durch Lateinamerika und füllte ein Notizbuch nach dem anderen mit ziemlich wirrem Zeug. Das Schreiben war mein Dialog mit denen, die nicht dabei sein konnten. Als ich zurückkam, extrahierte ich aus diesen Notizen meine ersten Geschichten und schickte sie unverlangt an Redaktionen. So bin ich Journalist geworden, und später Buchautor.

Also das Reisen als Inspiration für das Schreiben?

Meine Phantasie ist stark begrenzt. Ich brauche Begegnungen mit Menschen und Landschaften, ich muss hören, wie der Wind in den Baumkronen oder über Wüstendünen klingt, den Geruch einer Stadt wahrnehmen, die Hornhaut auf der Haut eines Oasenbauern spüren, um dies dann in meinen Geschichten zu transzendieren. Ich schreibe vor allem, um meine Erlebnisse zu be- und verarbeiten, sie zu strukturieren und sie später dann mit meinen Leserinnen und Lesern zu teilen. Aber zuerst ist das

Schreiben ein sehr egoistischer Prozess. Und ein Trip, ein langer intensiver Trip. Bei einem Text über 400 oder 500 Seiten gibt es kaum mehr einen Unterschied zwischen der Erfahrung des Reisens und der des Schreibens, das selbst zu einer Art erlebtem Unterwegssein wird.

Die Widmung in Ihrem neuen Buch, das im Oktober erscheint, lautet: „Für die Rastlosen unter euch, die Fliehenden und Suchenden.“ Beim Lesen Ihrer Bücher klingt es, als ob Sie selbst so ein Rastloser, Fliehender, Suchender wären. Was treibt Sie vorwärts, wovor fliehen Sie, was suchen Sie?

Jedes Unterwegssein hat Anteile von Flucht und Suche. Am Anfang überwog bei mir sicherlich die Flucht. Nach und nach hat sich das zu einer Suche hin verschoben. Ich weiß zwar noch immer nicht, wonach ich genau suche. Aber ich weiß: Wenn ich davor stehe, werde ich es erkennen.

Und was treibt sie an?

Grenzen. Die scheinbaren Grenzen zwischen meiner Kultur und anderen Kulturen. Ich stelle mir diese Grenzen vor wie eine geschlossene Tür. Man macht sie auf und geht hinüber in einen anderen Raum. Später kommt man durch dieselbe Tür wieder zurück. Ich gehe so lange hin und her, wieder und wieder, bis sich diese Tür abnutzt und ihr Trennendes verliert. Am Ende bleibt nur noch die Schwelle, eine Verbindung, ein Bereich des Übergangs, wo mir auf der anderen Seite nicht mehr das Fremde oder sogar das Feindliche begegnet, kein Gegner, sondern ein Gegenüber. Wenn ich irgendwann erkenne, dass im scheinbar Trennenden etwas Verbindendes aufscheint – das ist unterwegs eine der größten Belohnungen. Dafür reise ich. ∴

« zurück | 1 - 2 - 3 - 4 | Seite 4 von 4

Bookmarken: 

3 Kommentar(e) | » [Kommentar schreiben](#)

1 Tolles Interview!

Das ist ein tolles, aufschlußreiches, vielschichtiges Interview! Da würde ich gern mehr von lesen. Macht Lust auf die Bücher, neugierig auf die Länder!

von **Iris Heller**

am Montag, 5. Oktober 18:07

2

Kann mich nur anschließen: Wieder mal ein typisches Galore-Interview: Mit jemandem, den man gar nicht kennt, der aber irrsinnig spannend von sich und seinem Leben zu erzählen versteht. Erhellnd, unterhaltend, bereichernd. Und das (fast) jeden Tag: Sie machen wirklich einen absolut ausgezeichneten Job, verehrte Galore-Redaktion!

von **Sandra Späthe**

am Montag, 5. Oktober 19:11

3 Bereicherndes Interview

Bewegendes Interview!

Danke an die Redaktion von Galore! Bereichernd. Ein Interview das berührt, neue

Blickwinkel aufzeigt, neugierig macht und durch das Frage und Antwortspiel weitere Türen öffnet. Man bekommt Lust und Mut gemacht, sich im Herzen oder auch an anderen Flecken dieses Planeten mit dem was Menschen, Kulturen oder Dinge trennt zu verbinden. Freue mich sehr auf dieses Buch. Danke an Michael Obert für seine Widmung "An alle Suchenden", die vor dem Stillstand fliehen :)

von **Michaela Wohlbold-Gaus**
am Donnerstag, 8. Oktober 19:58